



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Weber, Georg: Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte.

Von Georg Weber.

### 1.



elche von den vielen trüben Perioden unsrer Geschichte soll denn hier in Betrachtung gezogen werden? so wird vielleicht mancher Leser fragen. Und nicht mit Unrecht. In dem langen und tiefbewegten geschichtlichen Leben der deutschen Nation giebt es nur wenige Perioden, auf welche die nachgeborenen Generationen mit gehobener Seele, mit freudigen und stolzen Empfindungen zurückblicken könnten. Allenthalben Anstrengung, Mühe und Kämpfe und selten befriedigende Resultate. Zu diesen trüben Zeiten gehören auch die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts, mit denen sich die folgenden Blätter beschäftigen sollen, die Übergangsperiode vom Mittelalter in die neuere Zeit. Zu der Wahl wurde ich durch die Revision des neunten Bandes meiner „Allgemeinen Weltgeschichte“ behufs einer zweiten Auflage bestimmt. Da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, die neueren Geschichtswerke, die seit der ersten Bearbeitung erschienen sind, mit meiner eignen Darstellung zu vergleichen und, wo ich es zweckmäßig finde, die gewonnene Belehrung zu verwerten, so hatte ich das befriedigende Gefühl, drei hervorragende Werke benutzen zu können: das bekannte, seit Jahren vielbesprochene Buch von Johannes Zanssen und die zwei umfassenden, noch im Werden begriffenen Geschichtswerke über das deutsche Reich unter Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. von Adolf Bachmann und Heinrich Ulmann. Bachmanns „Deutsche Reichsgeschichte“ behandelt in dem ersten bis jetzt erschienenen Bande (Leipzig, 1884) die geschichtlichen Vorgänge der Jahre 1460 bis 1468. Auch der vor kurzem publizierte erste Band des Ulmannschen Werkes

Grenzboten II. 1884.

(Stuttgart, 1884) geht nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Zur Ergänzung konnten zwei gründliche monographische Schriften beigezogen werden: „Das Nürnberger Reichsregiment“ von Viktor von Strauß (Innsbruck, 1883) und „Philipp der Großmütige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Württemberg“ von Jakob Wille (Tübingen, 1882). Die vier letztgenannten Schriften von Bachmann, Ulmann, Strauß und Wille sind glänzende Beweise, wie sehr die auf archivalischen Forschungen beruhende moderne Historiographie im Erobern und Fortschreiten begriffen ist, wie sehr durch die genaue und sorgfältige Erforschung des Einzelnen das Gesamtbild eines Zeitraumes an Klarheit und Wahrheit gewinnt. Man erkennt daraus, daß die Lehren und Beispiele eines Ranke, Waitz, von Sybel u. a. gute Früchte tragen. Die gründliche und genaue Erforschung des Details bereitet den sichern Boden zum Aufbau einer Welt- oder Völkergeschichte. Nur mit solidem Material vermag eine geübte Hand ein festes und harmonisches Kunstwerk zu schaffen und demselben den Grad von Sicherheit zu geben, der ihm Dauer und Geltung auch bei künftigen Geschlechtern verleiht.

Es ist nicht meine Absicht, die erwähnten Geschichtswerke einer Rezension zu unterziehen. Kritische Gymnastik muß in einem jüngeren Lebensalter getrieben werden, in den Jahren des Sturmes und Dranges, wo die Affekte der Bewunderung wie des Widerspruchs noch in ungeschwächter Kraft sich regen und nach Ausdruck ringen. Ich will nur auf Grund der angeführten Schriften einige Betrachtungen anstellen über die hervorragendsten Erscheinungen und Bestrebungen jenes Zeitalters, das im großen und ganzen bisher wenig erforscht und dargestellt worden ist, und das doch so reich erscheint an individuellem Leben, an Vorsätzen und Entwürfen, an Thaten und Leiden. Entsprachen auch die Errungenschaften nicht den Erwartungen und Anstrengungen, so traten doch deutliche Symptome zu tage, daß das deutsche Volk die Übel erkannte, an denen es erkrankt war, und nach Hilfe und Heilung verlangte und suchte.

Jedes Buch, das seinen ersten Lebensmorgen antritt, muß auf einen „Kampf ums Dasein“ gefaßt sein. Diesen kritischen Moment hat die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Jauffen längst überwunden. Vor uns liegt bereits die achte, verbesserte Auflage, ein Erfolg, der kaum irgend einem andern Geschichtswerke zuteil geworden ist. Dürfte man diesen Erfolg als Beweis der wissenschaftlichen Bedeutung oder künstlerischen Vollendung des Buches auffassen, so müßte man mit Bewunderung, ja mit einem gewissen Neid auf solche Vorzüge eines Geschichtswerkes, auf so seltene Begabung eines Autors blicken; aber es bedarf keines gründlichen Studiums, um die Überzeugung zu gewinnen, daß hier ganz andre Hebel thätig sind als der wissenschaftliche oder literarische Wert, daß das Buch als Feldzeichen dienen soll, um das sich die Gesinnungsgenossen scharen, als ein Schlachtruf, der die Getreuen sammelt und daher in den Reihen derselben bekannt sein muß. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser

eine große Belesenheit der Geschichtsliteratur besitzt und daß er seinen Stoff mit sicherer Methode behandelt; wir wollen ihm gern glauben, daß er die Region von Büchern und Schriftstücken, der dem ersten Bande auf achtzehn enggedruckten Seiten vorangestellt ist, wirklich durchgelesen oder doch Einsicht davon genommen hat; man kann aus jedem Buch Materialien für seine Zwecke finden, wenn man das Brauchbare herauschält und das Widersprechende ignoriert oder beiseite läßt. Er hätte kaum nötig gehabt, mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken und nach Art angehender Schriftsteller die reichen Schätze der Studirstube auf offenem Markte auszubreiten; jede Seite seines Buches liefert den Beweis, daß er mit Schutz- und Trugwaffen wohl versehen auf den Kampfplatz tritt, aber auch daß er sorgfältig und mit prüfendem Auge die Rüstkammer durchmustert hat, um solche Geschosse herauszufinden, die er für dienlich hielt zu seiner Kampfweise. Es ist bekannt genug, daß Sanffens deutsche Geschichte viele Anfechtungen erfahren hat; sah er sich doch selbst veranlaßt, eigne apologetische Broschüren gegen seine Widersacher zu veröffentlichen. Ich habe weder von den Angriffsgesetzten, die der Verbreitung des Werkes nur nützlich waren, noch von dem Verteidigungssystem prüfende Einsicht genommen. Zu meiner nachfolgenden Betrachtung und Auseinandersetzung liefert das Buch selbst den Text.

Der erste Eindruck, den ich bei dem Lesen des Sanffenschen Buches empfand, war eine gewisse Verwunderung, wie verschiedenartig sich doch die Welt bei verschiedenen Individualitäten abspiegelt. Dasselbe Gefühl hat man ja oft auch im wirklichen Leben, sodaß man manchmal in Zweifel gerät, ob von denselben Dingen und Menschen die Rede ist.

Den Ausspruch Goethes über den Wandel der geognostischen Theorien könnte man auch auf die Sanffensche Geschichtschreibung anwenden: „Und so wäre denn die liebe Welt auch historisch auf den Kopf gestellt.“ Es hat freilich in neuester Zeit nicht an Stimmen aus dem ultramontanen Lager gefehlt, die da meinten, bisher sei die Geschichte gefälscht worden, erst jetzt sei sie in ihrer wahren Gestalt hergestellt. Aber heutzutage scheut man sich ja nicht mehr, paradoxe Aussprüche und Ansichten vorzutragen. Der Versuch, die Geschichte zur Folie für politische oder religiöse Prinzipien und Doktrinen zu machen, ist übrigens keineswegs neu. Die Methode ist schon früher angewendet worden und wird auch später wieder auftauchen, je nachdem eine bestimmte Zeitströmung auf die öffentliche Meinung einzuwirken sich bemüht. Zum Glück läßt sich die erhabene Muse Klio nicht auf die Dauer zu einer dienenden Magd herabwürdigen; sie wandelt ihren erhabenen Schritt in stiller Majestät weiter, unbekümmert um die Fehtertünfte, die sie aus ihrem Gange verdrängen wollen. Was die eine Partei mit mühsamer Kleinmeisterei aufgebaut, stürzt eine andre mit leichtem Tritt wieder zusammen; die Tochter des Zeus und Gefährtin Apollon aber kommt immer wieder zu ihrer Ehre, und der alte Spruch „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ behält stets seine Geltung. Sie ist noch immer

der hohe Tempel, dessen goldene Kuppel und harmonischer Bau in erhabener Würde und Majestät ruhig fortbestehen, unbekümmert um die Stürme, die den Eingang umbrausen, und um das eitle Bemühen, falsche Götter in das Heiligtum einzuführen.

Man legt der Geschichtschreibung oft den Charakter einer subjektiven oder einer objektiven Behandlungsweise bei. Aber diese Bezeichnung ist keine richtige Grenzscheidung. Nur der Chroniken- und Regestenschreiber steht seiner Arbeit ganz objektiv gegenüber; jeder Urheber einer pragmatischen Geschichte dagegen wird etwas von seinem Herzblut in die Darstellung hineintragen, wird stärker oder schwächer den Anteil durchblicken oder durchfühlen lassen, den seine eigne Seele an dem Inhalte, an den geschichtlichen Vorgängen und Erlebnissen seiner Schöpfung nimmt. Wie in dem wirklichen Leben je nach dem Temperament die einen Individuen größern Anteil an den Schicksalen der Menschen nehmen als andre, so werden auch die Historiker je nach ihrer Naturanlage, Lebensstellung oder Geistesrichtung eine verschiedene Haltung kundgeben gegenüber den darzustellenden Weltbegebenheiten und den dabei thätigen Persönlichkeiten. Beide Richtungen haben ihre Berechtigung. Eine Scheidung in zwei abgegrenzte Heerlager, eine Trennung in Gerechte und Ungerechte ist ganz unzulässig. Der Historiker steht nicht wie der Naturforscher einem fremden Organismus gegenüber; er ist selbst ein Teil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt. Die Gegenwart ist nur eine fortlebende, sich neugestaltende und entwickelnde Vergangenheit; was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne und die Nachwelt an. Ahnen und Enkel sind von demselben Fleisch und Blut. Je nach seiner Natur oder Weltanschauung wird nun der Geschichtschreiber mit mehr oder weniger Wärme und persönlicher Teilnahme in die Werkstätte eintreten, wo die Schicksale der Menschheit erzählt und erklärt werden. Die Palme des Historikers wird nur dem zuteil werden, der den Lauf der Dinge und die Charaktere der Menschen mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit mißt und zugleich die Gesetze künstlerischen Schaffens und Ordneus anwendet. Weder der einseitige Subjektivismus, der alle Erscheinungen im Spiegel bestimmter Doktrinen und Parteiprinzipien anschaut, noch die farblose Weltbetrachtung, welche mit stoischem Gleichmut über Erdenglück und Menschenelend hinschreitet und die höchste Aufgabe des Historikers in dem Eintragen und Verbuchen alles Geschehenen und Gewordenen erblickt, wird den Preis davontragen. Der wahre Geschichtschreiber darf nicht wie der Goethische Fischer kühl bis ans Herz hinan in das Meer des Weltlebens schauen, auch nicht mit dem Zorne und der Morosität eines Pessimisten auf die dunkeln Seiten und die Zeichen des Verfalls und der Entartung hinweisen. Keine Geschichtsperiode ist so sehr von Schatten verhüllt, daß nicht einige Lichtblicke in das Dunkel hineinleuchteten; kein Menschengeschlecht ist so sehr von allen guten Göttern verlassen, daß nicht auch die Botschaft des Heils eine Stätte fände, wo man

an sie glaubt. Die Aufgabe des echten Historikers ist es nun, daß er wie ein schöpferischer Künstler die Außen Dinge in ihrer Wahrheit und Realität in seine Seele aufnimmt und sie verklärt und veredelt zurückstrahlt. Die Geschichtsschreibung ist, wie man sie mit Recht aufgefaßt hat, zugleich Wissenschaft und Kunst: sie muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die ewige Menschenwelt schöpferisch neugestalten.

Aber es giebt auch eine Geschichtsschreibung, bei der die subjektive Auffassung der Menschen und Dinge in eine ungesunde Tendenztheorie sich verirrt, wo die Geschichte nur als Grundlage benutzt wird, um ein einseitiges Parteiprogramm darauf aufzubauen und stützende Argumente für dasselbe daraus zu schöpfen.

Hier handelt es sich nicht darum, die Quellen und Hilfschriften ehrlich zu prüfen und den wahren Verlauf und die echten Motive der Handlungen unbefangenen Blickes zu eruiren, sondern man bedient sich der Studien nur zu dem Zweck, um Beweisstücke für gewisse im voraus festgesetzte Ansichten und Prinzipien zu finden, man durchforscht ältere und neuere Schriftstücke, um geschichtliche Unterlagen für moderne Parteianschauungen zu gewinnen, man sucht, was man brauchen kann, und läßt das andre beiseite. Von der Art ist das Janssensche Buch. Vor zwei Menschenaltern war die Kottcksche Weltgeschichte das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes. Sie hatte eine Verbreitung, der die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen nicht von ferne gleichkommt, und übte einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Auch das Kottcksche Geschichtswerk verfolgte eine bewußte Tendenz: es verkündete eine freisinnige Lebensanschauung auf politischem und religiösem Gebiete. Aber es war der Ausdruck einer kräftigen männlichen Überzeugung, der Erguß einer freien Seele; es kam von Herzen und ging darum zu Herzen, es bedurfte keiner künstlichen Hebel, keiner Reklame und Posaunenstöße, ja es mußte stets gegen zahlreiche und mächtige Widersacher kämpfen. Auch das Kottcksche Buch stellte die Tendenz über die historische Treue, auch es betrachtete nicht selten die Vergangenheit im Lichte moderner Zeitbildung; aber diese Zeitbildung war eine menschlich freie und gesunde, es wehte ein Geist darin, der dem Leser zuzurufen schien: Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte. Wohl ist das Kottcksche Buch heutzutage vergessen und verschwunden, weil die echte, wahre Geschichtsschreibung, die keine Nebenzwecke verfolgt, sich in weitere Kreise Bahn gebrochen hat. Aber schwerlich wird die Janssensche Geschichte eine so lange Lebensdauer erzielen. Sie ist ein Produkt des Kulturkampfes und das Organ ihrer lautesten Rufer und Heißsporne; sie ist durchweht von einem klerikalen knechtischen Geist und dient dem Jesuitismus als Bahnbrecher. Aber über das ehrliche deutsche Volk wird einst wieder ein Tag der Versöhnung und Aufklärung hereinbrechen, dann werden die finstern Gestalten und ihre Organe verschwinden.

## 2.

Das fünfzehnte Jahrhundert, das in dem ersten Bande von Janssens Geschichte des deutschen Volkes in allen Erscheinungen und Lebensäußerungen zur Darstellung kommt, hat in manchen Beziehungen Ähnlichkeit mit der ersten Hälfte des neunzehnten. Dort wie hier durchzieht das lebhafteste Gefühl ungesunder Zustände in Kirche und Staat die Seele und erzeugt das heiße Verlangen und Bestreben nach Abhilfe und Besserung. Die Stürme der Hussitenkriege richteten den Blick zunächst auf kirchliche Reformen. Das Basler Konzil sollte die religiösen Gegensätze versöhnen, den päpstlichen Absolutismus beseitigen und den ökumenischen Synoden, wie in den ersten Jahrhunderten, die höchste Autorität in Sachen der Lehre, des Kultus und der Sitten beilegen. Es wäre keine allzu schwierige Aufgabe, gewisse Parallelen zu ziehen zwischen der Basler Kirchenversammlung und dem Reichsparlamente in der Frankfurter Paulskirche. Beide wurden getragen von den Hoffnungen der Völker und zogen ihre Stärke aus der Begeisterung der öffentlichen Meinung, beide vereinigten die intelligentesten, von Liebe zu Freiheit und gesunden Reformen erfüllten Männer in ihrem Schoß, in beiden wurde der edle selbstlose Kern überflügelt von einer radikal-demokratischen Richtung und dadurch ihre einmütige Kraft gebrochen; beide sahen ihre Reihen gelichtet durch Abfall und Fahnenflucht, beide endeten durch die eigne Erschöpfung und die eigensüchtigen Kompromisse der regierenden Häupter unter Beihilfe abtrünniger Räte und egoistischer Unterhändler. So ging das Papsttum aus den gewaltigen Kämpfen zu Konstanz und Basel siegreich hervor; aber die Ideen, die daselbst aufgestellt und verkündigt worden waren, wurden so wenig aus der Welt geschafft wie die Schöpfungen der Paulskirche. Der Gedanke einer unsichtbaren Kirche, deren Haupt Christus sei, begann sich von seiner entarteten Erscheinung zu lösen. Da bei den Fürsten und Mächtigen kein Heil zu finden war, richteten sich die Hoffnungen auf Volk und Gemeinde; da die Hilfe von oben versagte, mußte man an Selbsthilfe denken.

Janssen hat das Basler Konzil nicht in den Rahmen seiner Geschichtsdarstellung gezogen. Erst als im Jahre 1449 Kirche und Pontifikat wieder in die alten Bahnen einlenkten, um die Mitte des Jahrhunderts, hebt sein Werk an. Auch darin läßt sich eine Parallele zwischen den beiden großen Versammlungen in Basel und Frankfurt ziehen. Als im Jahre 1849 das Reichsparlament zersprengt ward und die letzten Zuckungen der radikalen Opposition ausgetobt hatten, da machten sich die Jesuiten auf, um als Bannerträger der allgemeinen Reaktion voranzugehen. In Heidelberg, von wo die Bewegung ihren Ausgang genommen, hielten drei beredte Glieder der Gesellschaft Jesu eine Woche lang ihre Missionspredigten, um die Ernte aus den vorangegangnen „tollen“ Jahren für ihre Sache einzuthun. Eine ähnliche Mission erfüllt auch das Janssensche Geschichtswerk. Hier und da fallen auch noch einige Streiflichter auf die Basler Väter.

Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Konzils gehörte Nikolaus Cusanus, ein Mann von niedriger Geburt aus Cues an der Mosel, der sich durch seine großen Talente und sein vielseitiges Wissen mit der Zeit zu den höchsten Kirchenämtern aufschwang und auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft bahnbrechend und erfolgreich gewirkt hat. Durch den Kardinal Julian de' Cesariini, dem man den Vorsitz übertragen hatte, in die Versammlung berufen, war er anfangs ein beredter Verfechter der Kirchenreform, die er in einem berühmten Werke „Von der katholischen Einheit“ verfocht. Aber bald schied er aus den Reihen der Liberalen aus und trat in das kuriale Lager über, wo er mehr Ehre und Vorteil zu erlangen hoffen konnte, und wurde zuletzt als Bischof von Brigen und Kardinal in einem Streite mit Herzog Sigmund von Tirol über das Vogteirecht des Stiftes Sonnenburg ein so eifriger Verfechter des klerikal-hierarchischen Supremats, daß sogar der Papst seinem heftigen Vorgehen Einhalt gebieten mußte. Es war ein Nachspiel des Investiturstreits im kleinen. Auch in die politische Reformbewegung, die wir bald kennen lernen werden, hat er sich eingemischt und durch Schriften und Vorschläge eine neue Reichsverfassung zu begründen gesucht, wie er früher in Basel im Sinne einer „parlamentarischen Ordnung der Kirche“ gewirkt hatte. Dieser geistliche Herr, der in allen Sätteln gerecht war, in allen Situationen seinen Platz fand, den Bachmann, Professor der Geschichte in Prag, mit den kurzen Worten charakterisiert: „es war ihm vieles gegeben, nur nicht Selbstbeherrschung und Charakter,“ wird von Janßen als einer der größten Männer seiner Zeit verherrlicht. „Er war ein Mann des Glaubens und der Liebe, ein Apostel der Frömmigkeit und der Wissenschaft. Sein Geist umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber all sein Wissen ging von Gott aus und hatte kein andres Ziel als die Verherrlichung Gottes und die Erbauung und Besserung der Menschen. Man kann darum aus seiner Wissenschaft wahre Weisheit lernen.“ Er bezeichnet ihn als den „geistigen Riesen, der an der Wende des Mittelalters für das Wohl der Kirche so erfolgreich gewesen sei wie sein Zeitgenosse Gutenberg durch die Erfindung der Buchdruckerkunst.“

Nachdem das gottlose Basler Konzil Schiffbruch gelitten hatte, trat nach Janßen in allen deutschen Landen „mit Ausnahme der Mark Brandenburg“ eine Periode des Glückes und der allgemeinen Wohlfahrt ein. Das Schulwesen stand in der schönsten Blüte, auf den Universitäten, vor allem in Köln und Wien, herrschte ein reges wissenschaftliches Leben, auf allen Gebieten der Kunst entwickelte sich eine fruchtbare Thätigkeit; die Poesie hob und erheiterte das Herz und füllte die Gemüter mit edeln und frommen Gefühlen; die Landwirtschaft war im besten Stand, die Leibeigenschaft fast überall aufgehoben, der gutshörige Bauer und Tagelöhner in einer behaglichen Lage; das gewerbliche Arbeitsleben erreichte unter der Pflege der Bischöfe und Klöster einen hohen Grad von Vollkommenheit; die deutschen Städte waren im Besitze des Welthandels; kurz,

„in allen deutschen Territorien herrschte ein so frisches, reges Leben, wie nie zuvor und nie in einer spätern Zeit geherrscht hat.“

Und diese Zeit wird in der Überschrift als eine trübe Periode deutscher Geschichte bezeichnet? Es soll nicht geleugnet werden, daß in den einzelnen Ausführungen, in denen Janssen die Richtigkeit seiner Behauptungen nachzuweisen sucht, viel schönes und wahres enthalten ist, daß seine umfassende Belesenheit, seine gründlichen Studien sich allenthalben dokumentiren. Vor allem wird man ihm beistimmen, wenn er die Kunstblüte der Zeit vorzugsweise der Kirche zuschreibt, wenn er nachweist, „daß die Kirchen die monumentalen Darstellungen der heiligen Geschichte und zugleich die stets offenen Museen für jedermann aus dem Volke“ waren. Die Religion ist zu allen Zeiten und bei allen Nationen der tiefe Urgrund gewesen, auf dem die künstlerischen Gebilde emporgewachsen sind; allenthalben und allezeit hat der religiöse Sinn dahin gestrebt, die im Innern verborgenen Vorstellungen auch für das Auge zu beleben, den heiligen Gefühlen einen sinnlich faßbaren Ausdruck zu geben. Niemand wird leugnen, daß die christliche Kirche diesen natürlichen, in der Menschenbrust schlummernden Keim gefördert und zur Entfaltung geführt hat. Sie war ja reich genug an idealen und materiellen Gütern, um diesen religiösen Vorstellungen zum Ausdruck zu verhelfen, und diente dadurch ihren eignen Interessen. Auch in den übrigen Abschnitten trifft man auf wahre und richtige Angaben und Ausführungen. Und dennoch tritt auch in diesem Gemälde des inneren Geschichtslebens eine scharfe Parteitendenz zu tage, dennoch merkt man auch hier allenthalben die Absicht, die verstimmt und den Totaleindruck schwächt, dennoch wird auch hier durch einseitige Auffassung, durch absichtliche Verschweigung, durch ungerechte Verteilung von Licht und Schatten das Gesamtbild entstellt und ins Unwahre verzerrt. Mit Recht rühmt Janssen den bedeutsamen Einfluß der in den Niederlanden gegründeten „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben“ auf die gesamte deutsche Bildung. Wenn er aber die Hauptvertreter dieser Schule, einen Langer, Agricola, Hegius, Dringenberg als Stützen und Pfleger der christlichen Frömmigkeit für die Kirche in Anspruch nimmt, verfolgt er wieder seine einseitige Tendenz. Sie waren die Förderer der humanistischen Bildung, die man als den Mutterchoß der reformatorischen Bewegung des folgenden Jahrhunderts erkannt hat. Wird doch Johannes Wessel, der gleichfalls der Schule von Zwoll angehörte, von einem namhaften Kirchenhistoriker geradezu als „Vorläufer Luthers“ bezeichnet. Und war denn die Mystik eines Thomas von Kempen, mit dem auch Wessel in der Jugend befreundet war, so ganz übereinstimmend mit der Kirchenlehre Roms? Von jeher hat die päpstliche Hierarchie in der Mystik eine fremdartige, ja feindselige Richtung herausgeföhlt, die sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen bekämpft hat. Ging denn nicht Luther selbst von der Mystik aus? Eine religiöse Richtung, welche die Vermittlung der Kirche zur Seligkeit nicht als obersten Glaubenssatz aufstellt, sondern durch den unmittel-

baren Zug der Seele das Göttliche zu erfassen strebt, wird von der kirchlichen Autorität stets als ein Irrweg verurteilt werden. Der Humanismus, zu dem die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ in der innigsten Beziehung standen, hatte seinem ganzen Wesen nach einen der Kirche abgewandten, ja feindseligen Charakter. Wenn dieser Charakter in Deutschland anfangs weniger schroff hervortrat als im sechzehnten Jahrhundert, nachdem die Gegensätze sich geschärft hatten, so folgte er doch naturgemäß dem italienischen Humanismus, aus dem er hervorgegangen und dessen Grundzug die Opposition gegen das herrschende hierarchische System und die Scholastik war.

Diese negierende, polemische Richtung der neuen, auf die Wiedergeburt des Altertums in Sprache, Denkweise und Lebensanschauung gegründeten humanistischen Bildung kam allerdings in dem kühleren Norden weniger rasch und eingreifend zur Entwicklung als bei den heißblütigen Südländern. Dies veranlaßt Janssen einen Unterschied zu machen zwischen den älteren Humanisten, welche die antike Kultur in das Christentum einzuführen und zur Ehre Gottes und zur Mehrung der religiösen Erkenntnis und Frömmigkeit zu verwenden strebten, und zwischen den revolutionären, zerstörenden Elementen des sechzehnten Jahrhunderts. Aber der ganze geistige Prozeß, den wir als Humanismus bezeichnen, wurzelt in demselben Boden, war nur ein naturgemäßer Entwicklungsgang; die Keime und Saatkörner waren allenthalben dieselben, nur daß die italienische Sonne die Früchte rascher zeitigte. In Italien war die Blütezeit des Humanismus bereits im Verwelken begriffen, als in Deutschland Hutten und die Briefe der Dunkelmänner mit elementarer Gewalt die kirchlich-scholastische Weisheit niederwarfen.

Und welche Stellung nehmen von Anfang an die italienischen Humanisten gegenüber der herrschenden Kirche ein? Die Anschauungen des Altertums bildeten die geistige Atmosphäre der gesamten humanistischen Gesellschaft, die einen internationalen, kosmopolitischen Charakter trug und ihre Schriften und Briefe als Gemeingut betrachtete. Christlich kirchliche Vorstellungen aber lagen diesen auf ihr Wissen so stolzen und ihrer aristokratischen Überlegenheit so bewußten Rittern vom Geiste sehr fern. Wer ausschließlich in dem Ideenzirkel der heidnischen Kulturvölker verweilte, wer ihre Meister als Vorbilder betrachtete, wer die griechische Philosophie als Führerin des Lebens erkor, dem mußte unvermerkt die strenge Autorität der Kirche und der einfältige christliche Glaube entschwinden. Die heidnische Götterlehre mit ihrer reichen Poesie zog die lebensfrohen und genußsüchtigen Gelehrten mehr an als das Evangelium vom leidenden Heiland und die Religion der Enthaltbarkeit und Entagung. Nicht als ob aus den Reihen der Humanisten, wenigstens in Italien, kühne Feinde der Papsteskirche oder ernste Reformatoren erstanden wären: dies Geschlecht der Schön- und Freigeister betrachtete den Boden der Kirchenlehre als einen ihm gänzlich ferne liegenden. Wenn es in seinen Schriften die heidnischen Götter anrief und die

stoischen Grundsätze im Munde führte, so beteuerte es auch gelegentlich seine Unterwerfung unter alle Glaubensformeln der Kirche und wußte sich mit dialektischer Gewandtheit und philosophischer Leichtigkeit über diesen Konflikt hinwegzusetzen. Man gewöhnte sich, an das humanistische Treiben und Schriftstellern einen freieren Maßstab zu legen, eine unschuldige Liebhaberei darin zu erkennen. Wenn Dominikaner und Franziskaner, die das gefährliche Gift für die kirchliche Rechtgläubigkeit wohl witterten, gegen die frivolen Poeten und das Spiel mit dem Heidentum eiferten, so lachte man über ihren besangenen, beschränkten Mönchsgeist, der sich nicht zu der Höhe der modernen Bildung aufzuschwingen vermöge, und über ihren pöbelhaften Zelotismus. Ebenso wenig hielt sich das leichtfertige Gelehrtengeschlecht in seinem Lebenswandel an die christliche Ethik gebunden. Der sittliche Wandel der Jünger der neuen Weisheit stand außer den Regeln der gewöhnlichen Moral; ihre Satiren und Epigramme, ihre Facetien und Novellen und besonders ihre Schmähs- und Streitschriften wühlten mit Vorliebe im Schmutz der Unsitlichkeit und Unzucht, und ernste Männer hatten daran ihre Freude und nahmen keinen Anstoß an solcher Lektüre. Jedes Bedenken schlug im Hinweis auf die Autorität des Altertums, auf Ovid oder Catull nieder.

Bei den lebhaften Wechselbeziehungen, die von jeher zwischen Italien und Deutschland bestanden und die durch die großen Konzilien neue Anregung erhielten, war es ganz natürlich, daß dieser italienische Humanismus in allen seinen Richtungen und Wirkungen auch über die Alpen drang und sich in die gebildeten Kreise des deutschen Volkes Eingang verschaffte. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war Italien den deutschen Gelehrten das ersehnte Land der feinen Geistesbildung und höheren Wissenschaft. Viele strebsame Männer zogen dahin, um die gefeierten Größen der Literatur kennen zu lernen, neue Anschauungen und Anregungen zu sammeln und die erworbenen Schätze in der Heimat zu verwerten. Die Schilderung der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit dieser Gelehrtenrepublik der Humanisten gehört zu den besten und belehrendsten Partien des Janssenschen Buches, und das große Interesse und der warme Eifer der gebildeten Stände Deutschlands für die neu erschlossene antike Welt zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit. Die Kirche und Geistlichkeit in Deutschland hatten jedoch wenig Anteil daran, und auch unter dem deutschen Fürsten- und Adelsstand fanden sich selten Mäcene. Allein es liegt in dem Wesen jeder wahren Begeisterung, daß sie sich auch ohne äußere Unterstützung, ohne Gunst und Schutz der Mächtigen Bahn bricht, Eroberungen macht und Siege erringt. Der Humanismus stand auf eignen Füßen und suchte selbständig seine Wege, nicht ohne schwere Kämpfe und Mühen gegen die herrschenden Gewalten, gegen überlieferte Vorurteile und gegen die Mächte der Finsternis und veralteter Doktrinen.

Alle freisinnigen und patriotischen Männer in Deutschland hatten von dem Basler Konzil eine Reform der Kirchenverfassung, eine selbständige Stellung der deutschen Kirche unter Nationalsynoden und einen einheimischem Primat erwartet. Diese Hoffnungen waren zerronnen. Das Wiener Konkordat vom Jahre 1448 hatte die Kirche bei ihrer Entartung und das Papsttum in seiner absoluten Machtstellung gelassen, und das Oberhaupt und die Würdenträger der aus der Sündflut geretteten Arche feierten ihren Triumph durch rücksichtslosen Widerstand gegen alle liberalen und reformatorischen Anforderungen der Zeit, durch eine retrograde oder konservative Kirchenpolitik. So blieb denn allen freisinnigen und vaterländischen Geistern nur das Gebiet der Wissenschaft und Literatur als Arena für ihre Oppositionsideen, nur die politischen Reichsversammlungen für ihre reformatorischen Bestrebungen offen. Daher nahm in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Humanismus und die aus ihm hervorgehende geistige und literarische Bewegung vorwiegend einen negirenden Charakter an, und alles politische und staatliche Interesse vereinigte sich in dem Rufe nach einer durchgreifenden Reform der Reichsverfassung und des Reichsregiments.

(Schluß folgt.)



## Alexander Calame.

Von Adolf Rosenberg.



Wenn man den französischen Nationalcharakter analysiert, wird man unter den zahlreichen Widersprüchen desselben einen besonders merkwürdigen darin finden, daß die Franzosen oder vielmehr die Pariser — denn die tyrannische Herrschaft von Paris über Frankreich scheint unerschütterlich zu sein — das Pathos in der Historienmalerei für ein ganz natürliches und unumgänglich notwendiges Element halten, während ihnen die pathetische oder auch nur romantische Auffassung einer Landschaft schlechterdings unverständlich ist. Es ist daher auf französischen Gemälden etwas ganz gewöhnliches, daß Helden und majestätische Frauen mit den wuchtigen Schritten des Corneilleschen Tragödienstils in einer Landschaft umherwandeln, welche aus den primitiven Materialien einer Nürnberger Spielzeugschachtel zusammengesetzt ist. Der Franzose nennt das „naiv“ und sieht darin den höchsten Triumph der „Aufrichtigkeit.“ Die Erklärung dieses seltsamen Widerspruchs ist in jener Tyrannei zu suchen, welche Paris seit der Revolution von 1789 über ganz Frankreich übt, dessen Provinzialhauptstädte, bei